







**Vermischtes.**  
Die **Leistungsforderungen** der Landesversicherungs-Anstalten für Invalidenfürsorge genannt, die im Jahre 1902 ausgestellt worden sind, müssen innerhalb des Jahres 1904 der zuständigen Kartenausschüsse zur Aufzeichnung und zum Umlauf vorgelegt werden, ohne Rücksicht darauf, ob sie vollzogen sind oder nicht; eine am 4. Januar 1904 ausgesetzte Karte z. B. spätestens am 4. Januar 1904.

**Unterstützungsanträge** nach dem Kranken-Gesetz am 1. Januar 1904. Vom 1. Januar 1904 ab regeln sich die Beziehungen der Kranken-versicherungsstellen zu den Versicherten anders. Leistungen der Kassen für Unterstützungsanträge der Versicherten gegen die Kassen, und zwar in Bezug auf die Höhe, d. h. Maß und Dauer der Leistungen, sowie der Anspruch in den Beiträgen liegt, sollen sich vom 1. Januar 1904 ab nach dem neuen Gesetz, sofern dasselbe dem Versicherten günstiger ist, bestimmen, wenn zu diesem Zeitpunkt die Unterstützungsdauer nach dem bisherigen Rechte noch nicht beendet ist. Sind z. B. die 13 Wochen der bisherigen Krankenunterstützungsdauer am 31. Dezember 1903 oder vorher abgelaufen, so vermag die im § 6 vorgesehene Verlängerung dieser Frist einen Einfluß auf den Anspruch nicht mehr zu äußern. Nicht dagegen jene Unterstützungsdauer auch nur mit einem Tage in das Jahr 1904 hinein, so verlängert sie sich auf im ganzen 26 Wochen, und außerdem ist der Anspruch vom 1. Januar 1904 ab auch nach dem neuen Gesetze zu bestimmen, so daß z. B. die Schwangerschaft des Grunde zu legender Tagelohn für die weitere Unterstützungsdauer nach § 20 Ziffer 1 vier Mark statt 3 Mark beträgt. Beginnt die Unter-

stützungsdauer überhaupt erst unter der Herrschaft des neuen Rechtes, so ist für den ganzen Anspruch in Bezug auf Dauer und Maß das neue Recht maßgebend, auch wenn der Unterstützungsfall vor dem 1. Januar 1904 eingetreten ist. Dies ist besonders wichtig für Fälle, in denen ein vorher erkranktes Mitglied die Unterstützung der Kasse erst nach dem 31. Dezember 1903 nachsucht. Hier kann es von vornherein für 26 Wochen die höher zu bemessende Unterstützung verlangen; die Kasse kann nicht dem entgegen die Unterstützung schon vom Zeitpunkt der Erkrankung berechnen und für die Zeit bis zum 31. Dezember 1903 das Krankengeld niedriger bemessen.

**Kamha, 17. Dezember.** In der Nacht vom 16. zum 17. dieses Monats wurde versucht, im hiesigen Rathaus einzubrechen. Eine schwere Schenkerei leistete jedoch solchen Widerstand, daß der Täter sein Vorhaben nicht zur Ausführung bringen konnte. Die Werkzeuge wurden früh am Tatort aufgefunden. Die sofort aufgenommenen Ermittlungen sind bisher ohne Erfolg geblieben.

**Naumburg, 16. Dezember.** (Schöffengericht.) Ein billiger Sanftbraten glaubte der Schiffer Karl Gleitsman aus Nebra erwischt zu haben, als er vom Rahne aus auf der Linde unweit Großjena eine dem dortigen Landwirt Spige gehörige Gans sich aneignete. Einen üblen Nachschmack erhält die Angelegenheit für ihn heute dadurch, daß er wegen Diebstahls 1 Tag Gef. erhält. Auch wird er jedenfalls noch bei in den Besitz greifen müssen, da die von ihm gestohlene Gans eine wertvolle Zuchtgans war, die er nun erlösen muß.

**Naumburg, 16. Dezember.** (Staatsammer.)

Der Hausdiener Oskar Hoffrock aus Gertroda dient bei Bahnhofer-Reparatur in Nebra und war faulbig erachtet, seinem Dienstherrn aus Rücksicht einen Weinstock durchschneiden zu haben. Das Schöffengericht hatte ihn deshalb mit 24 Mark Geldstrafe belegt, was heute bestätigt wird.

**Weißenfels, 16. Dezember.** Der salzte Banier Sr. Prange war gestern nachmittag unter polizeilicher Begleitung nach hier beordert worden. In seiner Behausung fand im Weizen des Untere Schöffenrichters von der Staatsanwaltschaft eine Feststellung der eriolaten Beträgerin statt. Wie man hört, hat Prange versucht, sich dadurch über Wasser zu halten, daß er in letzteren Privat; es sollen zwei vorhanden sein, die einen Wert von 30.000 Mk. repräsentieren. Der gefamte Fehlbetrag löse eine Million übersteigen. Der Konkurs über das Vermögen der Firma ist eröffnet.

**Halle, 17. Dezember.** Abermals ist hier ein Unglück geschehen dem vier Arbeiter zum Opfer gefallen sind. Beim Abbruch der ehemaligen Fabrik von Beß u. Wittmann am Köpplage stürzten vier Arbeiter samt einem Paugerüst aus einer Höhe von zwölf Metern ab. Ein Glüd war es, daß das Gerüst allmählich brach, und daß die mit herabstürzenden 300 abgelösten Ziegelsteine, die darauf lagerten, nicht auf die Leute fielen. Zwei von ihnen sind schwer, die zwei jüngeren nur leicht verletzt.

**Verhandlungen des Königl. Schöffengerichts zu Nebra am 17. Dezember 1903.**  
Beurteilt wurden:  
1) Völkch, Theodor geb. Forstel in Nebra und Forstel, Friedrich, Schulhabe daher, wegen Feh-

diebstahl, erstere zu 6 Mark Geldstrafe ev. 2 Tagen Haft, letztere zu 3 Mark Geldstrafe ev. 1 Tag Haft.

2) Vöge, Minna geb. Reinhardt in Wennungen, wegen Unterschlagung einer dem Schmied Poppel in Wennungen gehörigen Gans zu 3 Tagen Gefängnis.

3) Jabowarny, Johann, galizischer Arbeiter in Spielberg, wegen Entwendung einer größeren Quantität Zigaretten aus der hiesigen Gastwirtschaft zu 1 Woche Haft.

4) Feilsson, Simon, Landwirt in Altneroda wegen Verabfolgung des Gutbesizers Richard Frenzel dafselbst, zu 30 Mark Geldstrafe ev. 6 Tagen Gefängnis.

**Freiprechung** erzielten:  
1) Metl, Karl, Müller aus Tröbendorf, von der Anklage, dem Arbeiter Pommeling in Dolmündel geistlich anstatt eines Fünftelmaßes ein Fünftelmaß beim Wechsellern verabreicht zu haben.  
2) Beller, Hermann, Müller in Gaueroda, welcher angeklagt war, Wachstergen in Wennendorf entwendet zu haben.

**Kirchliche Nachrichten.**  
4. Advent.  
Es predigt um 10 Uhr:  
Herr Oberpfarrer Schwieger.  
Es predigt um 2 Uhr:  
Herr Diakonus Betsier.

**Antworte:** Herr Oberpfarrer Schwieger.  
**Gebet:** Am 11. Dezember Ludwig Vinge.  
**Gebet:** Am 15. Dezember Christian Friedrich Friedrich, Fabrikarbeiter hier, und Ida Anna Sina Hinkelhardt hier.

**Bekanntmachungen.**

**Hermann Schwiecker, Uhrmacher,**  
Breite Strasse Nr. 125  
empfiehlt Fahrräder und Nähmaschinen, Herren- und Damen-Uhren, Regulatoren, Wand- und Wecker-Uhren, Ketten, Ringe und Schmucksachen, Barometer, Thermometer und Brillen, zu billigsten Preisen.

**Walter Gutsmuths**  
Adler-Drogerie  
empfiehlt zur  
**Weihnachts-Näckerei**

- ff. Zucker, Pfd. 22 Pfg.
- „ Rosinen, Pfd. 40, 45 Pfg.
- „ Corinthen, Pfd. 30, 40 Pfg.
- „ Sultaninen, Pfd. 50, 55 Pfg.
- „ Mandeln, Pfd. 100 Pfg.
- „ Citronat, Pfd. 75 Pfg.
- „ Citronen,
- „ Vanille,
- „ Vanillezucker,
- „ Sirichhornsalz,
- „ Cardamom,
- „ Citronenöl,
- „ Cremortartar,
- „ Rosenwasser,
- „ Backpulver,
- „ Kleine Gewürze,
- „ Palmin,

**Margarine 75 Pfg.**  
Bei Abnahme von 5 Pfd. Preisermäßigung.  
Das photographische Atelier von **Wilhelm Busch, Krosleben** (Villa Trade) empfiehlt sich zur Anfertigung aller Arten **Photographien** in hochfeiner Ausführung zu billigsten Preisen. Familienbilder, Andenkenaufnahmen, Portrait-Vergrößerungen, Aquarelle, Platinopapiere etc. in künstlerischer Ausführung. — Aufnahmen täglich bei jeder Witterung. —

Als geeignete  
**Weihnachtsgeschenke**  
empfehle:  
Eau de Cologne,  
Extrakte,  
Diverse Toilette-Sachen.  
Javol,  
Bay-Ram,  
Odel,  
Kosmli,  
Kalodint.

**Chocolade, Kakao, Tee's.**  
Walter Gutsmuths.

Zum bevorstehenden Weihnachtsfeste empfehle:  
**ff. Halle'schen Honig- u. Lebkuchen**  
Gustav Hohmann.

empfeilt billigt **Walter Gutsmuths.**  
**Flaschenbier.**  
Aus der Brauerei von F. Oetler, Weißenfels, empfehle:  
Bier nach Pilsener Art, 25 fl. 3 Mark.  
Lagerbier, 30 fl. 3 Mark. Ferner:  
Echt Kulmbacher, 18 fl. 3 Mark.  
Echt Münchener Löwenbräu, 18 fl. 3 Mark.  
Kölschtriker Schwarzbier, 21 fl. 3 Mark.  
**Moritz Elsner, Brauerei Wennungen.**

**Jede kluge Hausfrau** vergleiche, ehe sie kauft, erst **Qualität und Preise,** dann wird sie finden, daß die **echten Braunschweiger Konserven** von mir doch die besten und billigsten sind.  
Pa. Schnittbohnen Ko. 36 Pfg.  
Brehbohnen Ko. 36 Pfg.  
Stangenpargel 85—210 Pfg.  
Schnittpargel m. R. 40—135 Pfg.  
Erbsen 40—120 Pfg.  
Steiniger Mörser 100—135 Pfg.  
„ Champignons 50—80 Pfg.  
„ Rindmorcheln 60—100 Pfg.  
„ Steinpilze 100 Pfg.  
Walter Gutsmuths.

600—700 Stück sehr schöne **Weihnachtsbäume** sind billig im einzelnen, auch mehrere hundert im ganzen, zu verkaufen bei **August Köllig.**

**Flaschenbier** hält stets auf Lager **Fritz Elgendorf.**  
**Gegen Husten u. Heiserkeit** empfiehlt:  
Sodener Pastillen,  
Emser Pastillen,  
Emser Salz,  
Fenchelhonig,  
Schwarzen Johannisbeersaft,  
Lactogen,  
Cachou,  
Salmiakpastillen,  
Candis,  
Malzbonbons,  
Ruff. Küderich,  
Altheewurzel,  
Süßholzwurzel etc.  
Walter Gutsmuths, Drogenhandlung.

in den verschiedensten Ausführungen, sowie Ketten, Brochen, Ringe, Musikwerke und Phonographen empfiehlt zu billigsten Preisen franco Nebra **Carl Precht, Uhrmacher, Naumburg a. S., Markt 10.** Preislisten gratis und franco.

Zum bevorstehenden Weihnachtsfeste bringe mein **Flaschenbier** in empfehlende Erinnerung. Gleichzeitig empfehle **Brauselimonade** und **Selters.** Franz Schmidt.

Zum feste gewöhnt auf vorjährige Bestellungen **lebendfrischen Karpfen** à Pfd. 85 Pfg. **Friedrich Kropf, Burgfr.**

**Anfichts-Postkarten** — schwarz und bunt — sind stets zu haben in der Buchdruckerei Nebra. **Visitenkarten** fertigt sauber und billig **Karl Stiebitz.**

**Chiffre-Anzeigen** für Personalsuche Stellen-Ansuche An- und Verkaufer Finanzierungen sowie **Annoncen jeder Art** besorgt am besten und billigsten die älteste Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A. G. Magdeburg** Breiteweg 44, 1 Fernsprecher 198

Die neuesten Muster in **Neujahrskarten** zum Namensdruck geeignet in hochfeiner Ausführung sind eingetroffen. Bestellungen, die bis Weihnachten ausgeführt werden sollen, werden baldigst erbeten. **Buchdruckerei Nebra.**

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.  
**Meyers Klassiker-Ausgaben.**  
Unabhängige Korrekturen. — Schöne Ausstattung. — Eleganter Leinwandeinband.  
Anm., 1 Band, geb. . . . 2 Mk.  
Brentano, 1 Band, geb. . . . 2 -  
Bürger, 1 Band, geb. . . . 2 -  
Chamisso, 2 Bände, geb. . . . 4 -  
Eichendorff, 2 Bände, geb. . . . 4 -  
Gellert, 1 Band, geb. . . . 2 -  
Goethe, 12 Bände, geb. . . . 30 -  
Grillparzer, 5 Bände, geb. 10 -  
Hauff, 4 Bände, geb. . . . 8 -  
Hobbel, 4 Bände, geb. . . . 8 -  
Heine, 7 Bände, geb. . . . 16 -  
Herder, 5 Bände, geb. . . . 10 -  
E.T.A. Hoffmann, 3 Bde., geb. 6 -  
H. v. Kleist, 2 Bände, geb. 4 Mk.  
Körner, 2 Bände, geb. . . . 4 -  
Lenau, 2 Bände, geb. . . . 4 -  
Lessing, 3 Bände, geb. . . . 12 -  
Ludwig, 3 Bände, geb. . . . 6 -  
Novallus Fouqué, 1 Bd., geb. 2 -  
Platen, 2 Bände, geb. . . . 4 -  
Fiedler, 2 Bände, geb. . . . 4 -  
Schiller, 8 Bände, geb. . . . 16 -  
Tieck, 3 Bände, geb. . . . 6 -  
Uhland, 2 Bände, geb. . . . 4 -  
Wieland, 4 Bände, geb. . . . 8 -  
Stolzopfer, 10 Bde., geb. 20 -  
Ausführliche Prospekte sind gratis durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verantw. Redaktion und Druck der drei ersten Seiten von Hermann Arendt's Verlag in Berlin. Verantw. Redaktion und Druck der vierten Seite und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra **Siergu Sonntagsblatt.**



# Sonntagsblatt.

Wöchentlich erscheinende  
illustrierte  
belletristische  
Unterhaltungs-  
Beilage.

## Swillinge.

Ihr habt an gleicher Quelle euch satt-  
getrunken,  
Ihr seid an gleicher Stelle in Schlaf gesunken,  
Und sagt es nun in euren kleinen Köpfen,  
Sollt ihr aus gleichem Borne Weisheit schöpfen.



## Königliche Dienstpferde.

Eine heitere Grenzgeschichte von Oskar Elsner.

Herr Leopold Schmidt war königlich preussischer Grenzkontrollleur in der Kreisstadt, die etwa eine Meile von der österreichischen Grenze entfernt lag. Zu seinen Funktionen gehörte es, die Grenzaufseher auf ihren verschiedenen Posten bei Tag und bei Nacht zu revidieren, ihre Wachsamkeit zu prüfen und, wenn er besonderes Glück hatte, etliche Päscher, d. h. Schmuggler, in flagranti zu ertappen. Leicht wurde ihm letzteres gerade nicht, denn die Päscher sind sehr schlaue Kunden. Hier hatte der Schmugglerfang noch dadurch mit Schwierigkeiten zu kämpfen, daß sich die Grenze auf einem Gebirgskamm hinzog, dem es an Schluchten und sonstigen Schlupfwinkeln nicht fehlte. Bei Nacht waren die Postenrevisionen deshalb ziemlich gefährlich. Sie mußten zu Pferde und doch möglichst geräuschlos besorgt werden — ohne Laterne oder sonstiges Licht. Selbst Mondschein, so magisch er im Gebirge wirkt, ist Grenzkontrollleuren nicht erwünscht — allerdings auch nicht den Päschern, denn der Mond scheint, wie die Sonne, auf Gerechte und Ungerechte.

Sinter der preussischen Grenze stand das österreichische Grenzzollhaus mit dem Schlagbaum, der des Nachts über die Chaussee gelegt ward, damit keine verbotene „Einfuhr“ erfolge. Der Vorstand dieser „Station“ war ein schmucker k. k. österreichischer Mautbeamter, Anfang der Dreißig

und gleich dem königlich preussischen Grenzkontrollleur verheiratet. Man hätte meinen sollen, daß bei so viel Übereinstimmung zwischen beiden „Kollegen“ allmählich ein angenehmes Verhältnis entstehen mußte, aber das Gegenteil war der Fall. Abgesehen von Dienstverbrechen, die im Grenzverkehr sehr leicht vorkommen, mißfiel dem Österreicher, Herrn Geschwandiner der „Schneid“ des Preußen, Herrn Schmidt, der selbstverständlich auch Leutnant der Reserve, und demgemäß viel „forscher“ austrat, als der „Kollege“. Dazu kam aber noch ein Moment, das weder dienlich noch national war, sondern einfach menschlich, und zwar nur allzu menschlich.

Landeinwärts vom Grenzzollhause lag das Grenzdorf und vor diesem ein stattlicher Bau, an dessen mit einer Veranda verziertem Giebel die weithin sichtbare Aufschrift „Weinhans zum güldenen Becher“ prangte. Das war ein beliebter Ausflugsort für die Bewohner der preussischen Kreisstadt, die hier besonders an Sonn- und Feiertagen zu Fuß und zu Wagen ankamen, um sich an dem „Ungar“, der bloß österreichischer

Landwein fein mochte, zu erlaben, „Bachhändel“ zu essen und dem Tanz zuzuschauen, der sich alsbald im Saale zu entwickeln pflegte und zwar zu jeder Tages- und Nachtzeit.

Im „güldenen Becher“ hauste stets irgend eine kleine Böhmerwald-Musikbande, gewöhnlich aus Vater, Mutter



Wino Aetio. (Text l. S. 406.)

und Kindern bestehend, die Geige und Gitarre spielten und dazu sangen. Es klang manchmal schrecklich schön, aber bei Wein und „Bachhändeln“ nimmt man es nicht genau mit dem Kunstgenuß. Auch dauerte diese Pönitz nicht lange. Nach den unvermeidlichen „Nationalhymnen“ verlangte das Auditorium gewöhnlich „Ballmusik“. Sofort erklang ein Straußscher Walzer, der selbst bei so primitivem Orchester seine elektrisierende Wirkung nicht verfehlte, und alsbald wiegte sich das junge Volk nach den graziosen Melodien des Walzertönigs.

In einem solchen Tage war auch Herr Grenzkontrolleur Schmidt herübergekommen — das erste Mal seit seiner Stationierung in der Kreisstadt. Wie auf jeden Norddeutschen, der dieses Grenzvergnügen noch nicht kennt, machte das Leben im „gülden Becher“ auf Herrn Schmidt einen sehr anheimelnden Eindruck. Behaglich ließ er sich nieder in der Saal, an dessen einer Schmalseite ein Büffet stand, und vertiefte sich in das Studium der Weinarte, die auf jedem Tische lag. Er studierte eine ganze Weile, ohne zu einem Entschluß kommen zu können. Plötzlich hörte er vor sich eine Stimme:

„Schaun's, Euer Gnaden sein wohl hier noch net befant? Wann ich mir erlauben dürft', auf dös Weindel“ — dabei tippte ein weiblicher Finger auf eine bestimmte Stelle der Weinarte — „aufmerksam z' machen. Dös is sehr was Feines.“

Herr Schmidt blickte verwundert empor. Vor ihm stand ein hübsches dralles Mädchel in Nationaltracht mit einem dicken schblonden Haarfranz und hellen Augen. Sie stemmte jetzt die kräftigen Arme in die Seiten und sah Herrn Schmidt fragend an. Der wußte gar nicht, wie ihm geschah, und fand zunächst keine Worte.

„Ja so, der Herr möcht' wissen, wer ich bin,“ lachte die Maid entgegenkommend, machte einen drolligen kleinen Kratz und fuhr fort: „Ich bin die Tochter hier vom Wirt und bediene die Gäst'. Mein Vater ist auch zugleich Ortsvorsteher.“

Jetzt raffte Herr Schmidt sich auf. „Ungeheuer angenehm, Fräulein,“ rief er, „erlauben Sie, daß auch ich mich vorstelle: königlich preußischer Grenzkontrolleur Schmidt, Leutnant der Reserve.“

„Sesjes,“ erwiderte das Mädchen und schlug staunend die Hände zusammen, „so was Großes sein's! Aber Euer Gnaden haben ja gar ka Uniform an.“

„Die trage ich nur im Dienst, hier bin ich zu meinem Vergnügen. Wenn Sie so gut sein wollen, mir den von Ihnen empfohlenen Wein zu bringen...“

„Aber gewiß!“ Und fort wollte sie. Er hielt sie noch zurück:

„Ich hätte ein Bitte: möchten Sie mir dann auch noch ein wenig Gesellschaft leisten? Es trinkt sich viel schöner zu zweien.“

Sie zauderte und blickte verlegen zu Boden; dann aber gab sie sich einen kleinen Ruck und erwiderte halblaut: „Wenn's dem Herrn so gefällt, sehr gern.“

„Weshalb sehen Sie sich denn so oft um?“ fragte Herr Schmidt, als sie nun zusammen saßen und die Gläser oft aneinander klingen ließen.

„Du mein Gott,“ antwortete sie etwas bekümmert, „es ist nur wegen unferm Duonianer, dem Herrn Geschwandtner, der sitzt dahinten und macht böse Augen, daß ich hier bei Ihnen sitz', — der möcht' mi gern heiraten, aber ich will net, mein, ich will net, wenn's auch der Herr Vater wünscht.“ Dabei stampfte sie auffallend energisch mit dem Fuße.

„Da haben Sie ganz recht, liebes Fräulein — Fräulein...“

„Mizzi,“ ergänzte sie.

„Danke vielmals! Ganz recht haben Sie, allen Respekt vor dem uns freundschaftlich verbundenen Esterreich, aber was ist denn so ein Herr Geschwandtner? Jedenfalls nicht einmal Leutnant der Reserve. Darauf kommt es aber an.“

Und nun ereignete es sich, daß der Herr Grenzkontrolleur noch verschiedene Flaschen des leichtesten Land-

weins kommen ließ, daß die blonde Mizzi tapfer „mithielt“, und daß sich an diesem Abende zwischen den beiden jungen Leuten, bei aller Verschiedenheit des Naturells, „etwas“ anspinn, worüber der Vater Hiddigeigei wieder einmal sein weißes Philofohhaupt geschüttelt hätte.

Als der Grenzkontrolleur nachts heimfuhr — er bediente sich im nichtdienstlichen Verkehr eines „Zeugls“ mit zwei kräftigen Rappen — gaukelte vor seiner weinerhöhten Phantasie das Bild der schönen Wirtstochter vom „gülden Becher“, und er meinte, daß es sich mit dem Naturfinde recht angenehm mußte leben lassen, gerade weil es so natürlich war. Aber die Stellung als königlicher Beamter und nun gar als Leutnant der Reserve! Das machte ihn einigermaßen nachdenklich. Eins stand fest: dem Herrn österreichischen „Kollegen“ Geschwandtner hätte er am liebsten den Hals umgedreht.

In der Folge war Herr Schmidt ein häufiger Gast im und beim „gülden Becher“, und in demselben Maße, wie Mizzi's Herz sich dem preußischen Grenznachbar zuwandte, ergrimmte gegen diesen Herr Geschwandtner, der schwur, es dem Preuß', dem elendigen“, bei Gelegenheit schon besorgen zu wollen.

Besagte Gelegenheit fand sich bald. Im österreichischen Grenzbezirk brach eine Viehseuche aus, und das hatte zur Folge, daß die Einfuhr von Vieh in diesen Bezirk aus Preußen oder einem anderen Lande einfach verboten wurde. Mittlerweile verdoppelte Herr Geschwandtner seine Bemühungen um die holde Mizzi, und als er eines Abends ganz besonders stark gezechet hatte, erklärte er Mizzi sehr unbefangen: sie solle sich doch wegen dem Preuß' keine Illusionen machen. So ein Mann, der sich immer auf den Reserveleutnant herausspiele, passe gar nicht für sie; Herr Geschwandtner habe deshalb beschlossen, der Sache ein Ende zu machen und morgen abend bei Herrn Gastwirt und Ortsvorsteher Bannert, mit dem er im Hinblick auf die Zukunft bereits Brüderschaft getrunken, um die Hand der einzigen Tochter anzuhalten.

Mizzi lief darauf in ihre Kammer und weinte ganz fürchterlich; schließlich aber siegte ihre energische Natur. Sie setzte sich hin und schrieb einen Brief an Herrn Schmidt: wenn es ihm Ernst sei um sie, möge er morgen schleunigst kommen, denn da wolle der Herr Geschwandtner ernstlich beim Vater um sie werben, und der sei sehr geneigt...

Als Herr Schmidt dieses Schreiben erhielt, schäumte er vor Wut. Dieser erbärmliche Grenzwärter! So eine Frechheit! Aber das sollte er büßen! Dieses Mädchel war nicht für einen seiner Sorte bestimmt, das wollte er ihm eintränten. Und spornstreichs gab Herr Schmidt seinem Stallknecht den Befehl, die Rappen vor die leichte Britische zu spannen, und als das geschehen, fuhr er, einen festen Entschluß im Herzen, der Grenze zu.

Vor dem Zollhause stand Herr Geschwandtner und lächelte diabolisch, als er das Gefährt herankommen sah. Das sauste mit Windeseile unter dem Schlagbaum hindurch, als Herr Geschwandtner sich mitten auf die Chauffee stellte und dem Kutcher „Halt!“ zurief. Gleichzeitig fiel der Schlagbaum zu. Herr Geschwandtner trat an den Wagenschlag, grüßte militärisch und sagte zu dem verblüfft dreinschauenden Herrn Schmidt:

„Es tut mir leid, Ev. Gnaden, aber ich muß Ihre Pferd' konfiszieren. Das tu' ich hiermit im Namen des Keeseres.“

„Zum Teufel, Herr Kollege,“ erwiderte Schmidt, „was fällt Ihnen denn ein? Meine Pferde konfiszieren, — ja mit welchem Recht denn?“

„Ev. Gnaden haben das Viehseuchenverbot vergessen,“ bemerkte sehr höflich der Esterreicher; „Pferde sind auch Vieh sozusagen und dürfen nicht über die Grenze. Sind sie aber über die Grenze gekommen, so werden sie konfiszirt und hier in den Quarantänestall gestellt.“ Und er winkte einem Knecht, die Pferde auszuspannen. Was konnte Herr Schmidt machen? Er wußte ja, dieser v. p. Geschwandtner wollte sein Mütchen an ihm fühlen, aber der Mann war formell tatsächlich im Recht. Also

stieg Herr Schmidt mit verbissenem Ingrimm aus, sagte dem „Kollegen“, er sehe ein, daß er einen Fehler gemacht, man möge also die Pferde nehmen. Das geschah. Aber der Wagen könne doch nicht auf der Chaussee stehen bleiben, was tun? Herr Geschwandtner zuckte die Achseln. Da kamen zufällig ein paar Arbeiter. „Geda, gute Freunde“, rief ihnen Herr Schmidt zu, „möchtet Ihr mir vielleicht für gute Belohnung diesen Wagen den Berg hinunter zum Bannertschen Weinhaus fahren, er ist nicht schwer!“

„No ja“, riefen die Leute, „setzen sich Ew. Gnaden nur 'nein!“

Die Leute am und im Weinhaus waren nicht wenig erstaunt, über die ungewöhnliche Bespannung des Fuhrwerks, dem der königlich preussische Grenzkontrollleur nun einstieg. Den kümmerte das wenig. Er stürzte in das Gastzimmer, begrüßte stürmisch die ihm erötend entgegen tretende Mizzi und setzte dem Alten in aller Kürze auseinander, daß er Mizzi liebe, von ihr wiedergeliebt werde und hiermit feierlich um sie werbe. Ob Papa Bamert etwa Einwendungen zu machen habe?

„Aber nein“, rief der aus, „dös hab' i ja net g'wußt; dös ist mir ja a große Ehr', wenn der Herr Grenzkontrollleur uns die Ehr' gibt, is mir viel lieber, als wenn's der Herr Geschwandtner wär, so ein Troddel.“

Und dann wurde die Verlobung im Gastzimmer proklamiert und ein großes Abendessen arrangiert, zu dem sämtliche Anwesenden eingeladen waren. Dabei erzählte Herr Schmidt sein Abenteuer mit Herrn Geschwandtner und seine Verlegenheit.

„D, dös will i scho machen“, sagte Papa Bamert, „entschuldigt mi an Augenblick, i bin glei wieder da.“ Und ohne neugierige Fragen zu beantworten, verschwand er. — Nach einer halben Stunde war er wieder bei der Gesellschaft. „Kannst deine Pferd' in Empfang nehmen“, rief er Herrn Schmidt zu, „mußt aber selbst kommen.“

„Aber Schwiegerpapa, wie hast du denn das gemacht?“ fragte der erstaunte Schmidt.

„No, i hab' dem Geschwandtner g'sagt, daß er a elende Dummheit g'macht hätt'. Die Pferd' hätt' er gar net nehme dürfe! — Wieso? meint' er. Pferd' sein auch Vieh. — Scho' recht, sag' i, aber mit Unterschied. Dem Herrn Grenzkontrollleur sei' Pferd' sein ko Vieh, dös sein könig-

liche Dienstpferd! Da stuzt er. Der Herr Grenzkontrollleur sei net im Dienst über'n Schlagbaum komma, also sein die Pferd' net im Dienst. — Da bist sehr im Irrtum, sag' i, königliche Dienstpferd' sein immer im Dienst, sie können ja net wissa, ob ihr Herr im Dienst oder zum Plaisir über die Grenzen fährt. Weißt, was g'schehen wird? Der Herr Grenzkontrollleur wird sich bei seinem Herrn König über dich beschwer'n, und der Herr König wird an unsern Herrn Kaiser schreiben: „Woas is das für a Sachen, daß meine königliche Dienstpferd' in deinem Land konfisziert werden? Deinen Geschwandtner soll gleich der Teufel hol'n.“ So hab' i g'sagt, da kriegt er a große Angst. „Weinst wirklich, daß daraus was Unangenehmes entsteht?“ fragt' er. „Wirst ja sehen, antwort' i, daß du 'nausfliegst.“ „Dann geb' ich die Pferd' frei“, sagt' er. No, und so war's halt.“

„Hurra, der Papa Bamert!“ rief die ganze Tafelrunde. — Nachdem noch manche Flasche geleert, ging Herr Schmidt mit einem Knecht zum Zollhause. Herr Geschwandtner ließ ihm die Pferde vorführen und übergab sie mit der bissigen Bemerkung: „Hier haben Sie die königlichen Dienstpferd', verzehren Sie sie mit Gesundheit.“

„Das werd' ich allerdings bleiben lassen“, replizierte Herr Schmidt lachend, „denn sie sollen mich jest nach Hause bringen.“

Eine halbe Stunde später hielt der Wagen des Grenzkontrollleurs vor dem Schlagbaum, der nun aufgezogen wurde. „Besten Dank, Herr Kollege“, rief Herr Schmidt dem in der erleuchteten Thür des Zollhauses stehenden Herrn Geschwandtner zu, „für Ihre Coulanz. Aus Dankbarkeit will ich Ihnen auch mitteilen, daß ich mich heute abend mit Fräulein Mizzi Bamert verlobt habe. — Auf Wiedersehen, Herr Kollege!“ Und dann rollte das Gefährt davon.

„Was — verlobt?“ rief Herr Geschwandtner ganz verstört, „grad' jest, wo i selber... Sie, Sie, gleich geben's die Pferd' wieder her!“

Aber der Wagen mit den königlichen Dienstpferden war schon im Dunkel der Nacht verschwunden, und der glückliche Bräutigam hörte die Flüche nicht mehr, die ihm über den Schlagbaum weg zum Geleite nachgeschickt wurden.

## Das Taschentuch.

Humoreske. Nach dem Ungarischen von Armin Ronai.

Im „Café zum blauen Stern“ lernte ich ihn kennen. Er war Offizier, jung, fesch, in der Blüte seines Lebens. Wir saßen am selben Tische, kamen von ungefähr in ein Gespräch, und der Schluß war, daß wir miteinander eine Partie Schach spielten. Wahrscheinlich fanden wir an unserem Spiel Gefallen, kurz, seither kamen wir ohne jede Verabredung und doch wie auf ein geheimes Kommando an jedem Mittwoch und Sonnabend zusammen, setzten uns an denselben Tisch, lasen abwechselnd dieselben Zeitungen, sprachen eine Weile über die Wetterausichten, über die drahtlose Telegraphie oder über sonstige harmlose Dinge, und spielten dann eine Partie Schach. Auch zwei Partien, wenn die erste rasch entschieden wurde. Die Zusammenkünfte machten mir großes Vergnügen, und auch mein Partner schien gern mit mir zusammen zu sein. Aber es blieb eine richtige Cafésbekanntschaft. Ich wußte seinen Namen — Anton Falkner hieß er —, er den meinen, damit begnügten wir uns. Nach der Partie drückten wir uns die Hand und gingen auseinander, ich zu meinen Akten, er zu seinen Rekruten. Wir kümmerten uns im Leben nicht weiter um einander, und das vielleicht gerade hielt unsere harmlosen Beziehungen aufrecht.

Ein einem häßlichen Herbstabend saßen wir wieder bei unserer Schachpartie, aber ich glaubte zu bemerken, daß Hauptmann Falkner ungewöhnlich zerstreut spielte. Er

machte verkehrte Züge, stieß mit dem Ellenbogen Figuren um, rückte auf dem Stuhle unruhig hin und her. Von Zeit zu Zeit verzog er sein Gesicht zu den sonderbarsten Grimassen, gab Töne von sich, die sich halb wie Husten, halb wie Niesen anhörten und benahm sich überhaupt in höchst auffällender Weise. „Was haben Sie denn, Herr Hauptmann?“ fragte ich endlich, als Falkner gerade mit seinem Könige einen Köffelsprung machen wollte.

„Ich... ich...“ stotterte er verlegen.

„Aun ja, Sie haben entschieden etwas.“

„Allerdings, — den Schnupfen.“

„Aun, und...?“

„Und — kein Taschentuch!“

„Aha!“

„Können sich denken, — schenßliche Situation.“

„Na, da kann ich ja glücklicherweise aushelfen. Es ist durchaus kein Zufall, daß ich just zwei Taschentücher bei mir habe. Wissen Sie, ich führe die nützlichen Dinger immer en gros mit mir, von wegen meinem verfluchten Stockschnupfen. Hier, Herr Hauptmann, dieses rot-gestreifte kann ich Ihnen borgen.“

Der Hauptmann nahm das Taschentuch mit sichtlicher Dankbarkeit entgegen. „Ah, welch' hübsches Monogramm!“ sagte er, indem er aufmerksam die Stickerei betrachtete, die sich in der Tat sehen lassen konnte.

„Nicht wahr,“ erwiderte ich stolz, „das hat meine Bella geküßt, das fleißige Mädel. Sie ist erst fünfzehn Jahre, aber ich darf sie wirklich loben.“

„Ich bin Ihnen von Herzen dankbar,“ gab der Hauptmann unter Grimassen lachend zurück und griff rasch nach dem angebotenen Tuche, „und einen schönen Gruß auch an Fräulein Bella. Es geniert mich ja fast, es zu entweihen, aber Not kennt kein Gebot — — — Jetzt passen Sie aber auf, lieber Herr, Schach!...“

Wahrhaftig, es kam wie eine Erleuchtung über meinen Partner. Er machte von nun ab die glänzendsten Züge, und in ein paar Minuten hatte ich die Partie verloren. Dann plauderten wir noch ein Weilchen, standen endlich auf und reichten uns zum Abschied die Hände.

„Auf Wiedersehen also am Sonnabend,“ sagte der Hauptmann, „dann werde ich nicht verfehlen, Ihnen das Taschentuch zurückzugeben. Damit schieden wir. — So-

lange wir uns rein zufällig getroffen hatten, hielten wir unsere Zusammenkünfte mit der größten Regelmäßigkeit ab. Kaum hatten wir uns zum erstenmale verabredet, so war auch schon das Schicksal gegen uns. Mein Sohn Alfred wurde krank. In meiner Besorgnis dachte ich natürlich weder an Schach, noch an meinen Hauptmann. Erst acht Tage später trat endlich die Besserung ein, und ich begann, mein Leben wieder nach alter Schablone einzurichten. Ich ging in den blauen Stern, setzte mich an unsern Tisch und wartete auf Hauptmann Falkner. Aber er kam und kam nicht. Ich dachte mir, daß er abgehalten sei. Das war ja möglich. Nächsten Mittwoch kam ich wieder. Aber Hauptmann Falkner ließ sich abermals nicht blicken. Nächstmal hintereinander harrete ich im blauen Stern getreulich seiner mit dem Schachbrett an unserm Tische. Dann gab ich ihn endlich verloren. Ohne den gewohnten Partner machte mir der blaue Stern kein Vergnügen mehr, und ich verlegte daher meine Abende nach dem silbernen Anker, wo ich an Registrar Klug einen neuen Partner fand. Da aber Klug nicht viel Freude am Schach hatte und Rechnungsrat Braumüller sich ebenfalls gern an unsern Tisch setzte, so wurde schließlich eine Statpartie daraus.

An den sechsen Artilleriehauptmann habe ich darum noch oft denken müssen. Offen gestanden, auch an mein rotgestreiftes Taschentuch. Denn schließlich, das Duzend war doch nun unvollständig.

Es wäre mir ja ein Leichtes gewesen, nach Falkner zu forschen; bei irgend einem seiner Kameraden nach seinem Verbleib zu fragen, aber es hielt mich eine unbestimmte Scheu davon ab. Der Hauptmann hätte denken können, daß ich es mir des Taschentuches wegen tue. Und dann hätte er ja ebenso gut nach mir forschen können. So ganz unauffindbar ist man ja am Ende auch nicht, wenn man auch nicht die Ehre hat, zu den Eisenfressern zu gehören. — — —

Sechs Jahre waren inzwischen vergangen. Die Erinnerung an den Hauptmann verblaßte immer mehr, und nur wenn ich ein Taschentuch aus dem unvollständigen

Duzend in die Hand bekam, dachte ich lebhafter sein. Aber ohne Groll, sogar mit einer gewissen Wehmut, fast so, wie man an einen lieben Toten denkt. Mittlerweile war ich älter geworden, erheblich älter, meine Bella war bereits ein großes Mädchen, und mein Alfred diente sein Jahr bei der Artillerie ab. Er wollte Ingenieur werden.

Da stellte sich eines Tages um die Besuchszeit ein Offizier bei mir ein. Ein Artillerie-Major. Ich fiel vor Freude fast um. Es war nämlich mein Hauptmann, Anton Falkner, der es inzwischen zum Major gebracht hatte. Wir drückten uns sehr herzlich und sehr lange die Hände und konnten vorerst vor Rührung kein Wort sprechen. Endlich beruhigten wir uns, und der Major begann sofort zu erzählen:

„Das wäre also die langersehnte Stunde! Seit sechs Jahren suchte ich diese Gelegenheit, seit sechs Jahren drückt Ihr Taschentuch mein Gewissen. Nun kann ich

Ihnen endlich Ihr Eigentum zurückerstatten. Daß mich an der Verzögerung keine Schuld trifft, werden Sie mir gewiß ohne weiteres glauben. Damals, vor sechs Jahren, kam ich zweimal ins Café zu unserer Schachpartie, aber Sie waren beidemal nicht erschienen. Ehe ich mich ein drittes Mal einfinden konnte, wurde ich expresse nach Neufeld veretzt, wo ich eine Batterie übernehmen mußte. Ihre Adresse wußte ich nicht, hoffte aber, bald wieder nach der Hauptstadt zu kommen, und dann hätte ich Sie schon zu finden gewußt. Aber das Soldatenschicksal wollte es anders. Volle sechs Jahre lang wurde ich im Reiche herumgewirbelt, aus entlegenen Garnisonen kam ich in noch entlegenerer, — immer weiter wurde ich vom Zentrum fortgeschleppt, aber stets dachte ich Ihrer, und stets wurde ich von dem Bewußtsein beschwert, ein unrechtmäßiges Taschentuch mit mir zu führen. Denn, daß ich's mir geteue, das Taschentuch trug ich all

die langen Jahre stets bei mir, um jederzeit in der Lage zu sein, es Ihnen beim erhofften Zusammentreffen zurückzugeben. Zu einem solchen ist es leider nicht gekommen.

Vorige Woche endlich, mit meiner Beförderung zum Major gelangte ich wieder in die Hauptstadt, und gestern, kaum daß ich es mir hier einigermaßen wieder gemüthlich gemacht habe, suche ich meine Abteilung in der Kaserne auf und lasse mir von meinem Vorgänger im Kommando die Lokalitäten zeigen. Als ich nun durch den Korridor der Einjährigen komme, erblicke ich da — jedenfalls gewaschen und mit anderen Wischestücken zum Trocknen aufgehängt — ein Taschentuch. Und welch ein überraschendes Taschentuch! Es sah genau so aus, wie jenes, das Sie mir vor Jahren geliehen hatten, dieselben roten Streifen und auch das wunderbare Monogramm in frappant gleicher Ausführung. Natürlich gehe ich der Sache sofort auf den Grund, und was kam heraus? Das Taschentuch gehört einem Einjährigen, und dieser Einjährige, lieber Freund, ist Alfred, Ihr Sohn!“

„Mein Sohn!“ bestätigte ich, die Hände wie zum Gebet faltend, denn ich war ganz ergriffen von der wunderbaren Zügung, die mich durch meinen Sohn Freund und



Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Danzig. (Text f. S. 406.)



— In der Winterzeit. —

Taschentuch hatte finden lassen. Auch der Major schien bewegt zu sein, und seine Stimme zitterte merklich, als er fortfuhr: „Wie dankbar bin ich der Vorkehrung, daß es mir nun dennoch vergönnt ist, Sie wie erzu sehen, Ihnen die liebe Hand drücken zu können und Ihnen auch Ihr Eigentum, das ich so lange schon bei mir trage, mit den innigsten Dankesworten zurückzuerstatten. Hier, lieber Freund.“

Major Falkner griff in die Tasche seines Waffenrockes in nicht mißzuverstehender Absicht. Da öffnete sich die Türe, und herein stürzte Bella, meine Tochter. Sie hatte offenbar keine Ahnung davon, daß Besuch da war. Beim Anblick des Offiziers in der glänzenden Uniform wurde Bella, sonst gerade nicht schüchtern, über und über rot und wußte vor Verlegenheit kein Wort zu finden. Natürlich stellte ich den Major vor, der von der Störung aber garnicht unangenehm berührt war. Im Gegenteil, er wandte sich sofort meiner Tochter zu und betrachtete sie mit sichtlichem Interesse. Auch Bella hatte sich bald gefaßt, und nach den einleitenden Phrasen entwickelte sich zwischen den beiden Leuten rasch eine angeregte, lebhaft konversation. Der Major erzählte von seinen Reisen, vom Soldatenleben, von der Kaserne, von den neuen Geschützen, und meine Bella sah da, hörte mit größter Spannung und Aufmerksamkeit zu, als hätte sie sich ihr lebenslang nur für Kanonen und Kartätschen interessiert. Sie wußte sogar an passenden Stellen so treffende Fragen über Militär im allgemeinen und Artillerie im besonderen zu stellen, daß der Major augenscheinlich seine helle Freude daran hatte. Mir machte aber die Sache absolut keinen Spaß. Nicht nur, daß man mich über die interessanten Dinge ganz vergaß und wie ein überflüssiges Möbelstück dastehen ließ, ohne mich auch nur einer Anrede zu würdigen, — es war inzwischen auch sehr spät geworden, weit über die bürgerliche Tischzeit. Mein Söbner pochte stürmisch und im Zimmer nebenan wurde die pünktlich aufgetragene Suppe kalt. Nach einer Stunde angeregtesten Geplauders schickte ich Major Falkner endlich an, uns zu verlassen. Bella machte zu meinem nicht geringen Ärger noch viele schöne Redensarten, um ihn zu längerem Verweilen zu veranlassen. Es sei ja noch garnicht so spät und wir pflegten erst um zwei Uhr zu speisen. Die Schlange! Sonst trinke ich um zwei schon meinen Kaffee! Aber in Falkner siegte endlich doch das bessere Gefühl, und er verabschiedete sich in aller Form von uns. Im letzten Moment greift er noch mit einer höchst grazitöfen Bewegung in seine

Tasche, — er greift nochmals bald in diese, bald in jene Tasche mit allen Zeichen der Verlegenheit.

„Ah — das ist doch — sozusagen — klassisch!“ ... „Was haben Sie denn, Herr Major?“ fragte meine Tochter mit lebhafter Teilnahme.

„Es ist nicht zu sagen! Denken Sie sich nur, gnädiges Fräulein, das Taschentuch, Papas Taschentuch, das ich sechs Jahre lang jederzeit bei mir trug wie einen Talisman, heute gerade ist es nicht an gewohnter Stelle. Bewiß hat mein Vursche — — und just deswegen bin ich gekommen.“

„Das hat ja nichts zu sagen,“ meinte Bella mit einem geradezu bezaubernden Lächeln, „Sie bringen es uns eben ein andermal, vielleicht morgen.“

„Ach was, ein Taschentuch!“ warf ich ärgerlich dazwischen, denn eine intimere Beziehung zur Armee war durchaus nicht nach meinem Geschmack. „Des Taschentuches wegen braucht der Herr Major sich nicht zu bemühen. Im Café, oder ...“

„Nein, nein,“ rief aber Falkner rasch, „ich fenne meine Pflicht. Natürlich bringe ich es morgen schon. Ich habe keine ruhige Stunde, ehe ich Ihnen nicht das Taschentuch zurückgegeben.“ Damit ging er. Mir drückte er flüchtig die Hand, dafür aber überschritt der Abschied von meiner Bella das konventionelle Zeitmaß um ein beträchtliches. Bella blickte ihm sogar, hinter der Gardine versteckt, noch lange nach, was entschieden überflüssig war und mich über alle Maßen argwöhnisch machte.

Andern Tags kam der Major richtig wieder. Und er kam oft noch in mein Haus. Aber jedesmal hatte er das Taschentuch „zufällig“ nicht bei sich, und jedesmal versprach er feierlich, es bei nächster Gelegenheit zu bringen. Er brachte es aber nicht, dafür hielt er eines Tages bei mir um die Hand meiner Tochter an. Ich getraute mich nicht, sie ihm zu verweigern, denn erstens behauptete er, Bella hätte ihm ihrerseits bereits zugesagt, dann habe er den Mut, sich in unserer so militärfreundlichen Zeit mit der Armee zu verfeinden!

Das Taschentuch hat er mir auch während der Brautzeit nicht zurückgegeben. Um mich einigermaßen an ihm zu rächen, schenkte ich meinem jetzigen Schwiegerohn, Major Anton Falkner, am Hochzeitstage auch die übrigen elf Stück von dem Duzend. Nun hat er doch wenigstens alles beisammen: die Taschentücher mit ihren schönen Monogrammen und auch die Hände, die die Monogramme gestickt haben.

### —) Zu unseren Bildern. —

**Mino Akté** (Bild s. S. 401), der momentane Star der großen Pariser Oper, verdient nicht nur als Künstlerin, sondern auch wegen ihrer seltenen Anmut und ihres persönlichen Zaubers in allererster Reihe genannt zu werden. Trotzdem Mino Akté zu den augenblicklich bewundertsten Sängern gehört, das Allergrößte für die Zukunft versprechend, bestrickt sie jeden, der mit ihr in persönliche Berührung kommt, durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit, denn sie ist bis jetzt noch jenes Kind geblieben, das sie zu Haus gewesen, in ihrer nordischen Heimat, wohin sie im Sommer stets mit bebender Sehnsucht fährt, dort ihre Puppen wiederfindend, für die sie als Kind Opern und Lieder improvisiert und komponiert hatte, in denen stets nur von Edelweiß, dem nordischen Sternenhimmel und finnländischen Weisen die Rede war. Geboren am 23. April 1876 in Gelsingfors, begann sie mit ihrem Gesangstudium ernstlich erst im Alter von siebzehn Jahren bei ihrer Mutter, einer gewissen Sängern, indes sie bei ihrem Vater, Direktor einer Musikschule in der finnländischen Hauptstadt, Harmonielehre nahm. Nach einem Jahr Studiums in ihrem Elternhause trat sie in das Pariser Konservatorium, in die Klasse des Herrn Edmond Dubernoy, in welcher sie drei Jahre verblieb. Nachdem sie im Juli den ersten Preis erhalten hatte, wurde sie unter sehr bescheidenen Bedingungen an die Pariser große Oper engagiert, welche aber nach ihrem

vielleicht einzig dastehenden Erfolge und Debut als „Margarethe“ in Gounods gleichnamiger Oper am 8. Oktober d. J. in die glänzendste Gage verwandelt wurde, die eine Oper je gezahlt. Presse und Publikum, die ganze Kunstwelt war in einem förmlichen Begeisterungsrausch sowohl über ihre vollendete Gesangstechnik als auch über die Anmut ihres Spiels und dessen psychologische Durcharbeitung. Trotz ihres jugendlichen Alters haben sich bei ihr schon Bühnenleiter in Amerika, London, sowie Madrid und Lissabon um Gastspiele vorgemerk.

Das **Kaiser Wilhelm-Denkmal** in Danzig. (Bild s. S. 404.) Das am 21. September 1903 zu Danzig vor dem hohen Tore in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II. enthüllte Denkmal für Kaiser Wilhelm I. ist ein Werk des Bildhauers Eugen Börmel-Charlottenburg, der es im Auftrage der Provinz Westpreußen für den Preis von 107 000 Mark geschaffen. Die Mittel für das Denkmal hat der westpreussische Provinzial-Landtag bereit gestellt, während die Stadt Danzig den Platz hergab und die Fundamentierungsarbeiten ausführen ließ. Das Postament der Reiterstatue enthält zwei Seitenreliefs: die Weichsel und Panzerchiffe auf der Ostsee mit davor lagernden Figuren „Weichsel“ und „Agir“, der Meeresgott. Eine Figur „Vorrussia“ erhebt sich vor dem Postament, welches die Inschrift trägt: „Kaiser Wilhelm dem Großen die dankbare Provinz Westpreußen. 1903.“

Heil'ge Nlle Winternacht  
Was gleicht dir hienieden?  
Was ist Glanz und Stifenpraclit  
Dort im ferncn Süden?

# Fürs Haus.

Nichts kommt deiner Herrlichkeit  
Hier auf Erden gleich,  
Bist ein Schein der Ewigheit  
Dort aus Gottes Reich.

## Der Philosoph.

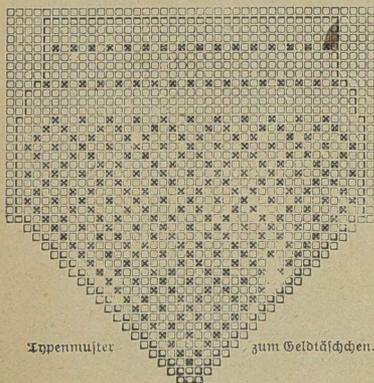
Von dem Sitz am warmen Ofen  
Blick hinaus, wie's stürmt und schneit,  
Und du wirst zum Philosophen,  
Findest Trost für jedes Leid.

Frag den Bettler, welcher trauernd,  
Hungrig, bleich und abgehärrt  
Draußen steht im Frost erschauernd,  
Ob ihn wohl dein Trost erwärmt . . . ?

H. Die mann.

## Weihnachtsarbeiten.

Geldtäschchen. (Mit 2 Abbild.)  
Das Täschchen ist aus schwarzer Cordonnetside und Stahlperlen gefähtelt. Die Perlen sind auf die Seide zu ziehen und im Laufe der Arbeit nach dem beigegebenen Typenmuster mit einzuhäkeln. Man beginnt an der Spitze unten mit 8 N. und häkelt die beiden gleichcn Häften des Täschchens in der Runde mit f. N. Man nimmt in jeder folgenden Runde bis zur 19. N. stets an der gleichen Stelle links und rechts je 2 N. zu, wie es das Typenmuster durch die feiltliche Verbreiterung um je eine Typc erkennen läßt. über dem Fond sind die beiden Häften des Täschchens für sich zu häkeln und zwar fünf Reihen, von denen die 1., 3. und 5. N. aus abwechselnd 1 St., 1 Pfm. besteht, die 2. und 4. N. aus f. N. mit Perlen. Eine ineinandergeschlungene Perlfrause begrenzt unten das Täschchen, oben wird es an einen durchlochten Nidelbügel genäht, welcher durch Ketten mit dem Gürtelhaken verbunden ist.



Madeltkissen in Form einer Schlummerrolle. Man fertigt eine kleine Rolle, die man mit Heu, Seegras oder Koffhaar füllt und zu der man ein Stück Futterkattun von 15 Ctm. Breite und 22 Ctm. Länge braucht. Dann schneidet man aus Plüsch- oder Sammetresten ein Stück von gleicher Breite und 8 Ctm. größerer Länge, füttert die beiden Ränder der kurzen Seiten etwa 4 Ctm. weit mit abweichenden Atlasstreifen und überzieht nun die Rolle, so daß die 4 Ctm. gefütterten Plüsch an beiden Enden überstehen. Wo die Rolle zu Ende ist, umbindet man das überstehende Stück fest mit schmalen passenden Seidenband und kann noch nach Belieben auf einem Nest Kongreßtauevas ein Streifenmuster mit Seidenresten in Kreuzstich fäden, mit dem man den Plüsch in der Mitte befest.

### Zu Tisch.

Gut Gericht - fröhlich Gekost.

Kaninchensuppe. Je nach Größe zerlegt man das Kaninchen in vier bis sechs Stücke und gibt diese nebst einem Lauchstengel und einigen Lorbeerblättern mit kaltem Wasser übers Feuer. Kurz vor dem Sieden nimmt man den obenauf schwimmenden Schaum ab und sagt nach Bedarf. Junge Kaninchen sind in einer Stunde gar, ältere müssen 1 1/2 bis 2 Stunden sieden. Als Suppenbeilage kann man Reis verwenden. Dies gibt eine kräftige, nahrhafte Suppe. Das Fleisch läßt sich noch recht schmackhaft zubereiten, wenn man es einfach in heißer Butter abbratet zc.

Gekostes Kaninchen. Man salze dasselbe wie jedes andere Fleisch im Wasser mit Salz an, schäume ab, würze mit Zwiebeln, Mohrrüben, Sellerie usw., lasse das Fleisch weich kochen, bereite eine Zwiebelsauce mit Kartoffelstücken und serviere das Fleisch mit dieser Sauce.

### Weihnachtsbäckerei.

Ohne Mühe kein Gelingen.

Weihnachtsstollen mit Mohn. Aus 1 Kilogr. feinem, erwärmten Mehl, 250 bis 300 Gramm frischer, ausgewaschener Butter, 70 Gramm Hefen, 125 Gramm Zucker, 1/4 - 1/2 Liter lauwarmen Milch, einem reichlichen Teelöffel Salz und 90 Gramm süßen Mandeln bereitet man einen geschmeidigen Hefenteig, den man nach dem Aufgehen des Hefenteigs und gehörigem Anschlagen nochmals 1 Stunde gehen läßt, tüchtig durchwirkt und zu einem dämm-dicken, länglichrunden Kuchen aufrollt. Die Mohnfülle bereitet man, indem man 750 Gramm schwarzen großkörnigen Mohn 12 Stunden wässert, brüht, trocknen läßt, im Reibnapf mit ein wenig nach und nach zugegebenem Rahm zerreibt, mit 200 Gramm feingehacktem Zitronat nebst einer Prise Salz vermischt. Nun wird die Masse auf den Kuchen gestrichen, und dieser von dem schmalen Ende an zusammengerollt, danach bestreicht man ihn mit Butter und bäckt ihn in einem mäßig heißen Ofen.

Vorzüglicher italienischer Lebkuchen. Am Abend vor dem Backen lasse man 2 Pfund Honig auf dem Feuer ein wenig sieden, vermische denselben mit 2 Pfund Weizenmehl, worin 1 Pfund Zucker gerieben wurde, gut zu Teig. Lechterer wird hierauf am folgenden Tage durchgeknetet. Hierauf 7 Gr. Rottfische in Wasser zerrieben, dazu 7 Gr. Kardamom, 1/2 Pfund grobe zerhackte Mandeln getan und das ganze neuerdus eine halbe Stunde durchgeknetet. Hierauf streicht man den Teig auf Wechplatten, welche mit Schmalz eingerieben und mit Mehl bestreut wurden, und bäckt ihn im heißen Ofen goldgelb aus, überspinnt ihn sodann mit dickflüssigem

Zucker, stellt, um lechteren zu härten, den Kuchen noch etwa eine Viertelstunde in den Ofen und schneidet ihn schließlich warm in Stücke. Dieser Lebkuchen hält sich viele Monate und ist ein vorzügliches und feines Gebäck, nicht nach Art der gewöhnlichen Pfefferkuchen.

Feiner runder und Nürnberger Lebkuchen. Vier Eidotter werden mit 280 Gramm gestoßenem Zucker, eine Viertelstunde gerührt, darauf fügt man 280 Gr. mit der Schale geriebene Mandeln, etwas Zitronenschale, 4 Gr. gestoßene Nellen, 4 Gr. gestoßenes Zimmt, 3 Gr. gestoßenes Kardamom, den feinstgeschlagenen Schnee von 4 Eiweiß, 4 Gr. feingehackten Zitronat dazu, streicht die Masse 1/2 Fingerdick auf rundgeschchnittene Oblaten und bäckt sie langsam gelbbraun. Nach dem Auskühlen werden sie mit Zuckerglasur in welcher Zitronengeschmack, bestrichen; dieselbe kann man auch rosa färben und eine Hälfte der Kuchen weiß, die andere mit rosa Glasur oder auch mit einem Chokoladenüberzug versehen.

Zuckernüsse. 3 ganze Eier werden mit 280 Gramm feingehacktem Zucker eine halbe Stunde gerührt, dann 280 Gramm Mehl, 50 Gramm feingehacktes Zitronat und etwas abgeriebene Zitronen beigefügt. Dann formt man aus der Masse kleine Kügelchen, und bäckt sie, nachdem sie über Nacht in einem Zimmer getrocknet sind, auf wachsbekleidetem Weble weißgelb. Noch heiß werden sie mit Chokoladenmasse überzogen und getrocknet.

### Christbaum schmuck.

Fleiß gewinnt den Preis.

Tannenzapfen für den Christbaum zu verfilbern oder zu vergolden wird auf folgende Weise vorgenommen. Man reinige ausgewählte schöne Tannenzapfen mit einer nassen Bürste im kalten Zimmer, damit die Schuppen sich schließen. Man hat dann den doppelten Vorteil, daß sie sich, wie alles Holz im feuchten Zustande, besser verarbeiten lassen, und daß man, infolge der verkleinerten Oberfläche, bedeutend an Bronze spart. Dann bohrt man in das breitere Ende der Zapfen mit einem Spitzbohrer eine kleine Öffnung und steckt eine 2 Centimeter lange eiserne Nadel hinein, von denen das Duzend ungefähr 10 Pfennige kostet. Das Vergolden geschieht auf die bekannte Weise, indem man Tinktur aufträgt und nach einigen Minuten die Bronze mit einem Büschel Watte darauf tupft; um die Tannenzapfen für einen mittelgroßen Baum zu bronzen genügen für 10 Pfennige Tinktur und 25 Pfennige Bronze. Die Zapfen werden am Baume befestigt durch farbige Bändchen oder besser noch durch die in Form eines Fragezeichens gebogenen Blechstreifen, die zur Weihnachtszeit überall zu haben sind.

Billige Christbaumketten. Sehr hübsche, leichte und anmutige Ketten fertigt man aus den bekannnten, schmalen, gedrehten Blechstreifen, wie sie zum Anhängen des Baumschmuckes verwendet werden. Man biege dazu jedes Streifen an den Enden leicht zu einem Ringe zusammen, stecke ein zweites hindurch, forme auch dieses zum Ringe und fahre so fort, bis eine beliebig lange Kette entstanden ist. Bei dieser Arbeit ziehe man Handschuhe an, weil das scharfe Blech die Finger leicht verletzt.

Staniolpapier. Ein hübscher und billiger Ersatz für die blinden Glasgeln sind Staniolpapier. Ausgeblasene Eier wickle man in Staniolpapier; die vier Ecken des Papiers drehe man fest zusammen; an den so entstandenen Stiel kommt das Bändchen zum Anhängen.



Humor und Rätsel.

Begier-Bild.



Wo ist mein Freund, der junge Maler?

Was bei Fragen herauskommen kann. Der gestrenge Direktor des Gymnasiums zu K. wohnt, so erzählt die „Frankfurter Zeitung“, dem Unterricht im Griechischen in der Untertertia bei. Es kommt das Wort „Thanatos“ (Tod) vor, aber kein Schüler kennt es. Der Direktor greift ein: „Na, weiß denn keiner, was mich erreicht, wenn ich sterbe?“ — Alles schweigt. Da meldet sich der Letzte in der letzten Bank. „Nun, mein Sohn?“ — „Die Nemesis!“

Beim Geschüt-Exerzieren. Artillerie-General: „Mein Sohn, was würden Sie wohl machen, wenn Ihnen der Nichtbaum abgeschossen würde?“ — Rekrut Bombe: „Herr General, der geht nicht kaputt!“ — Artillerie-General: „Na, nehmen wir also an, er ist tatsächlich zerflossen und unbrauchbar geworden?“ — Rekrut Bombe (ganz überzeugt): „Herr General, der geht nicht kaputt, der ist aus Eisen.“

Handel. „Nu, Herr Graf, werd' ich Ihnen sagen: Ich werd' bezahlen für das Pferd vierhundert Mark in bar und werd' Sie wählen außerdem in Landtag.“ — Kleines Mädchen: „Mama kommt, der Freddie ist zu unartig, er zertritt alle Ameisen im Garten.“ — Mama: „Wie häßlich von ihm.“ — Kleines Mädchen: „Ja, das habe ich ihm auch gesagt, aber er will mich auch nicht eine einzige zerretzen lassen.“

Malice. Schloßdiener: „Jetzt, meine Herrschaften, kommen wir in das Burgverließ, durch dessen meterdicke Mauern einst weder Seufzen noch Schreien der unglücklichen Gefangenen an die Außenwelt drang.“ — Herr: „Schau, Weiberl, das wäre ein passender Ort für deine Gefangsübungen!“

Gut pariert. Ein Kandidat der Medizin wurde im Examen von einem überaus strengen Examinator gefragt: „Welches sind die schweichtreibenden Mittel?“ Der Kandidat sagte die ihm bekanntesten nacheinander her. „Aber wenn alle diese nicht helfen,“ fragte der Examinator weiter, „was werden Sie dann anwenden?“ „Ich werde den Patienten zu Ihnen ins Examen schicken,“ erwiderte der Befragte.

Ausrede. Chef: „Was fällt Ihnen ein? Wie kommen Sie dazu, das Schreibmaschinen-Fräulein zu küssen?“ — Buchhalter: „Das tue ich ja nur, weil sie bleiben soll; eine so tüchtige bekommen wir nicht so bald wieder.“

Gewissenhaft! „Werden gnädige Frau dieses Jahr wieder die blaue Grotte besuchen?“ — „Nein, wir können leider nur nach dem Schwarzwald, einer Familientrauer wegen.“

Devoter Trost. Höflich (zum Prinzen, der einen Hasen gefeßt): „Königliche Hoheit, es gibt auch Hasen, die keinen Schuß Pulver wert sind!“

Zertrübt. „Was gab's gestern bei Kommerzianten?“ — „Junge Gänse.“ — „Ach, gehen Sie, ich meine, was es zu essen gab?“

Der richtige Titel. Dame: „Sehen Sie dort oben die Villa, Herr Baron; darin wohnen drei noch unverheiratete Klousinen von mir.“ — Baron: „So, so, also gewissermaßen auch eine Wartburg, Gnädigste!“ — „Nein, ich hab' gehört, du hast der malen lassen bei Frau?“ — „Ja, da schau's dir an, der gemeine Mensch, dreitausend Mark hat er sich zahlen lassen, und eine Seit hat er überhaupt ganz weggelassen!“

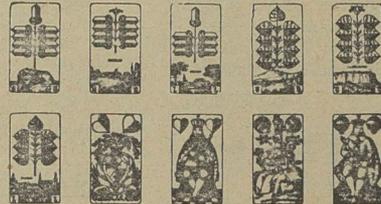
Stataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A U; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

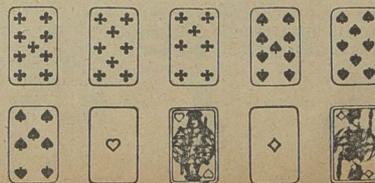
V, der Vorhandspieler, sitzt bei einem Dauerkat fortwährend im Beck, während M fast jedes Spiel macht. V, der Vorhandspieler, bekommt nun folgende Karte:

a9, 8, 7; b9, 8, 7; cA, K; dA, K.

Deutsch.

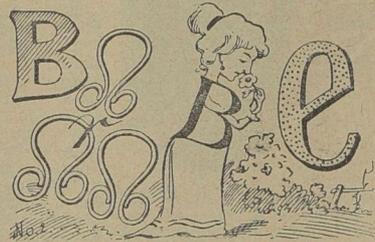


Französisch.



„Na,“ sagt V ärgerlich zu M, „du wirst dir wohl wieder alle Jungen beigegeben haben! Es't eine Schande!“ — „Natürlich,“ lacht M vergnügt, „alle Biere“ und fängt recht übermütig an zu reizen, als ob V überhaupt gar nicht ernstlich gefragt zu werden brauchte. Darob ergrimmt V und beschließt, M das Spiel nicht zu lassen. Er hält deshalb Tournee und alle Soli, behält schließlich auch das Spiel und sagt auf obige Karte a-Handspiel an. Er gewinnt das Spiel mit 63 Augen. M hatte 4 Jungen, aber 19 Augen weniger in der Karte als H. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Rebus.



Buchstabenrätsel.

Ich sah am a mit meinem u zu mahnen, daß die Zeit verrann. Und freute mich in süßer Ruh, Ich lief nach Saule, wo ich fand, Bis daß mein a und u begann Daß längst bereit die Tafel stand.

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer.

Rebus.

Frau, schau wem.

Kapselrätsel.

Weiberlist geht über Männerklugheit.

Magisches Dreieck.

B  
I D  
R E S  
N O E L  
E L I E E

Pyramide.

U  
U U  
L U U  
U L U N  
U L U U N  
L U N D U U  
B U U L U N D

Arithmetische Aufgabe.

Fritz hatte 9, Hanschen 10 Rüsse.

Elbenversteckrätsel.

Telegraphie.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gelellsch. m. b. H., Hofbuchdruckerei, Eßlingen, Unt. Verantw. Redakteur: Paul Schettler, Eßlingen.



